



Union Square in San Francisco – schnell jede Menge Geld ausgeben

Von Odessa nach San Francisco

Zum ersten Mal versuche ich es mit einem „Coffee to go“. Der Pappbecher ist ziemlich voll und heiß. Erst mal suchen, welcher Deckel darauf passt, dann wie man ihn drauf bringt. Das ist gar nicht so leicht. Vorher noch Milch und Honig rein. Volle Hände, auf der einen Seite hängt die schwere Tasche, dazu die Jacke über dem Arm. In der einen Hand ein Umschlag mit Papier, in der anderen der Becher. Im Hotel kommen noch die Geldscheine dazu, die ich zusammen mit dem Pappbecher irgendwie festhalte, und ab in den Lift. Hilfe, irgendwo läuft etwas raus. Ich spüre es warm. Es ist der Kaffee, der langsam über mein Handgelenk rinnt. Gott sei Dank sind nur die Geldscheine nass und nicht die zwei Blatt weißes Papier, die ich gleich noch brauche. Wie machen das die anderen nur? Jeden Morgen balancieren die Leute geschickt ihre gefüllten Pappbecher in der Hand auf dem Weg zur Arbeit oder sonstwo hin. Eine wahre Kunst für mich.

Jetzt bin ich da, mitten in San Francisco, und schaue mir das alles an. Nein, ich habe mich sogar richtig eingelassen, komplett sogar. Wie konnte das passieren? Das hätte ich mir doch niemals träumen lassen. Die USA, Kalifornien – das stand nie auf meinem Plan. Im Gegenteil. Mit Ressentiments habe ich immer dorthin geschaut. Die

große, schöne Ukraine, wo ich über fünfundzwanzig Jahre lang gelebt und gearbeitet habe, war mir immer genug, um mich am Fremden abzuarbeiten. Und jetzt habe ich mich vom slawischen Osten in den kapitalistischen Westen Nordamerikas, nach Kalifornien katapultiert. Es ist gleich ein ganzer Kontinent mit dem ich da zu tun habe, der mit seiner Kultur in mein Wesen eindringt, der mich innerlich bedrängt und durchrüttelt. So einfach komme ich nicht wieder weg von hier. Zu groß ist die Entfernung. Viele, auch ein Teil meiner Freunde, träumen davon, dort zu leben. Ja, es ist warm, es gibt das ganze Jahr über frische Früchte, gutes Gemüse, alles wächst dort: Zitronen, Apfelsinen, Granatäpfel, dick und saftig. Und daneben existiert so viel Unkultur im Alltag. Was ist das nur für ein Land? Ich leide. Muss ich denn schon wieder so tief in das Leben eines fremden Kulturkreises eintauchen? Muss ich es immer so genau wissen wollen? Kann ich nicht einfach einmal als Touristin irgendwo hinfahren und wieder nach Hause kommen, so wie es andere auch tun? Was ist das überhaupt Zuhause? Und wo ist es, wenn man das Reisen und den Koffer so liebt wie ich? Jetzt bin ich hier und muss da irgendwie durch. Nur wie? Alles ist neu. Stück für Stück kommt es ans Tageslicht: Ich bin in einem urkapitalistischen Land gelandet, in dem sich alles nur ums Geld zu drehen scheint. Sogar die Vögel scheinen mir in den USA von dieser merkan-tilen Stimmung beeinflusst. Die Vibrationen eines stän-

dig sich um Konsum drehenden Lebens, mit den riesigen digitalen Werbeflächen an den Rändern der breiten Highways haben sicher ihre Wirkung. Die Vögel singen bei weitem nicht so schön wie in Oberbayern, wo sie im Sommer jeden Tag um fünf Uhr morgens ihre Schnäbel zu einem vielstimmigen melodischen Konzert erheben.*

Die Stadt in der östlich von San Francisco gelegenen East Bay, wohin es mich verschlagen hat, ist für amerikanische Verhältnisse mit nur rund sechzigtausend Einwohnern klein, für mich aber immer noch groß. Irgendwie muss ich nun mit den Verhältnissen in diesem Teil Amerikas zurechtkommen, muss sie verstehen lernen. Manchmal ist es eine Tortur, die mich fast zur Raserei bringt, bei aller positiven Grundhaltung. Klar geht es da los: Das Beobachten, Abschätzen, Vergleichen, Kritisieren ... Die USA bieten jede Menge Stoff dafür. Wenn mich dann noch Freunde und Bekannte in Deutschland fragen, wie es sich dort so lebe, und auf mich die Politik und den Präsidenten – zu dieser Zeit Donald Trump – ansprechen, oder auf Demonstrationen für oder gegen eine Seite, dann bin ich vollends aus dem Gleichgewicht. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Viele meiner Freunde in Deutschland halten ohnehin nicht viel von den Amerikanern und wundern sich, dass ich es da aushalte. Ich verstehe es ja selbst nicht und wundere mich über mich selbst. Der Alltag macht mir zu schaffen. Ich

erwarte nichts und bin dennoch enttäuscht. Enttäuscht über die Qualität bzw. deren Fehlen bezüglich der handwerklichen Arbeit, der Büroutensilien, die es zu kaufen bzw. nicht zu kaufen gibt. Es gibt keine so stabilen Ordner wie in Deutschland, die stehen bleiben, wenn man sie ins Regal stellt anstatt gleich umzufallen. Auch deren Innenleben, das Material – alles Plastik – befriedigen mich nicht. Wenn ich sie nur anfasse, spüre ich schon Unbehagen. Die hölzernen Kleiderbügel lösen sich einfach von ihrem Haken und fallen samt Kleidung zu Boden.

Im Servicebereich wird alles überwiegend über das Telefon abgehandelt. Scheinbar endlos hänge ich manchmal in irgendeiner Warteschleife am Hörer, um eine Antwort zu erhalten, die, wenn ich sie bekomme, leider nicht hilft. Das Englisch der Person am anderen Ende der Leitung ist für mich häufig kaum zu verstehen. Jede/r hat einen anderen Akzent.

Es ist furchtbar. Und noch nicht einmal Wodka kann hier helfen wie in der Ukraine hin und wieder. Erstens ist er nicht üblich, zweitens sind hier andere Dinge dran: Mein ganzes Leben steht hier auf dem Prüfstand und muss innen und außen neu geordnet werden.

Im Haushalt vermisse ich meinen guten deutschen Kartoffelschäler und die kleinen praktischen Spießler mit dem Holzgriff, um heiße Pellkartoffeln aufzustecken,

damit man sich beim Schälen die Finger nicht verbrennt. Das gute alte „Küchenkneipchen“* fehlt mir ebenfalls. Haben das die europäischen Siedler, die Vorfahren der heutigen Amerikaner, nicht importiert? Was fehlt sonst noch?

Im Internet finde ich mich auf den meisten amerikanischen Webseiten nicht zurecht. Für meinen Geschmack geben sie keine Orientierung. Hilfreiche Informationen sind versteckt, wenn überhaupt vorhanden. Ich muss x-Mal klicken, bis ich eventuell das finde, was ich wirklich suche. Und wieder geht es nur ums Verkaufen, nicht darum, den Kunden einen guten Service zu bieten. Ich bin genervt. Das Erste und Wichtigste scheint überall das Marketing zu sein.

Aber ist denn alles nur schlecht in diesem Land, das so gepriesen wird? Das Land, in dem Wissenschaft und Forschung zu Hause sein sollen. Es muss doch etwas geben, das wert ist, erlebt zu werden.

Freilich die Oper in San Francisco ist sehr gut, die Sänger/innen sind hervorragend. Aber sie kommen ja auch überwiegend nicht von hier, sondern aus Italien, Deutschland oder von sonst wo aus der Welt. Ebenso die Dirigenten. Die Opern natürlich auch. Amerika hat ja keine alte Operngeschichte wie Italien. Wo finde ich nur

*Kleines Küchenmesser



San Franciscos Opernhaus

Menschen, mit denen ich mich über Kunst, weltanschauliche Themen und anderes unterhalten kann? Menschen mit Bildung, die konstruktiv sind? Gibt es denn noch solche wie Abraham Lincoln oder George Washington mit Ethik, Ehre, Profil ...?

Ich empfinde die USA wie ein Entwicklungsland. So Vieles ist wirklich minderwertig. Aber alles ist teuer. Immer wieder bringen mich bei allem guten Willen die Verhältnisse in diesem Land in Rage. Wer ist denn schuld? Ich oder die anderen? Schließlich habe ich mich doch selbst da hinein manövriert und bin dafür auch verantwortlich. Für das



Und gegenüber das Rathaus – City Hall

Glück und für das Gegenteil. Ich wollte diese Erfahrungen machen. Jetzt muss ich mich nicht beschweren.

Meditation ist das Schlüsselwort. Endlich finden, was ich schon immer suchte. Bei meinen Streifzügen durch San Francisco und die Umgebung schaue ich mir auch die Universität in Berkeley an, die viel gerühmte, die weltweit renommierte. Dort sitzen die Studenten am hellen Tage draußen und meditieren. Das Gelände und die Atmosphäre laden dazu ein. Es gibt sogar Kurse und Vorträge zu dem Thema Spiritualität. Auch ich setze mich auf eine Bank und bin – still.

Und dennoch: Ich kann doch nicht nur schweigen und Innenschau halten. Ich muss doch auch mit jemandem reden. Ich brauche Ansprache. Aber es ist niemand da. Meine Freunde schlafen, wenn ich gerne mal mein Herz ausschütten möchte. Neun Stunden beträgt der Zeitunterschied zwischen Kalifornien und Deutschland. Ja, jetzt verstehe ich besser was das Sprichwort bedeutet, „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“. Ich stelle mir vor, wie so ein Baum an einen anderen Ort gebracht und dort wieder eingegraben wird. Wie die Wurzeln leiden, weil sie plötzlich ihrer gewohnten Umgebung beraubt sind. Auch ich brauche Zeit, um neue Wurzelfasern zu bilden oder alte, vorhandene Wurzeln in neuer Umgebung wieder anwachsen zu lassen. Geht das überhaupt? Geduld ist das Schlüsselwort. Das, wovon ich am wenigsten habe.

Meine Seele ist aufgewühlt, wie ein Teich, in dem nach einem Unwetter der ganze Schlamm an der Oberfläche das Wasser eintrübt.

„Alles ist vergänglich, nur nicht die Kraft, die Leben schenkt.“ Irgendwo habe ich das gelesen. Es gefällt mir. Also weitermachen und Schritt für Schritt die neue Welt entdecken, mit einem Lächeln Menschen kennenlernen. Versuchen zu verstehen, so gut es mir möglich ist. Denn ich habe ja einen guten Grund hier zu sein.



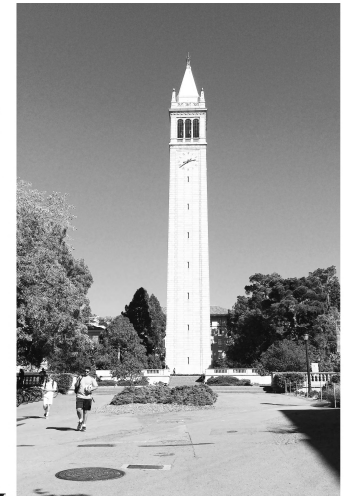
University of California in Berkeley



Meditieren in den Pausen



California Hall



Sather Tower, der Campanile